

VIII.

Man wird nun fragen: wie war Madame Heine? Wie war Heine's Ehe? Ich glaube darauf mit Bestimmtheit antworten zu können. Man kann der Ansicht sein, daß der Dichter anders hätte wählen sollen, aber man muß gestehen, daß seine Ehe eine eigenthümliche und poetische war.

Er hatte mit seiner Frau — Crescence Mathilde Mirat ist ihr vollständiger Name — mehrere Jahre gelebt, ohne mit ihr verheirathet zu sein. Es war eins jener Bündnisse, die in Paris so häufig vorkommen, daß sie in den Augen der Welt beinahe legitimirt sind und *menages parisiens* genannt werden. Unzählig sind — be-

sonders bei Künstlern — die Ehen dieser Art; die Geliebte genießt alle Rechte einer legitimirten Frau und nur die vertrautesten Freunde wissen, daß der kirchliche Segen und der bürgerliche Contract fehlt. Erst nach Jahren, meist wenn Kinder geboren werden und die Eltern noch enger an einander fetten, wird die kirchliche Sanction nachgeholt und man sagt dann mit Beranger, der in ähnlicher Art jahrelang mit seiner vielbesungenen Lisette lebte:

Ces deux epoux ont mis enfin

De l'eau beni dans leur vin.

Seine hatte keine Kinder, dafür trat ein anderer Anlaß ein, daß er die Ehe in strengster Form legitimirte. Es war das Duell mit Herrn S. . . . Damit Mathilde nicht unversorgt bleibe, damit seine Verwandten sie bedächten, wosern er auf dem Plage bliebe, heirathete er sie. Es mochte für den Verfasser der freien Liebe ein schwerer Schritt sein, er that ihn doch und unter eigen-

thümlicher Form. Er lud zur Hochzeit nur solche Freunde ein, die in ähnlichen Ehebündnissen lebten, um sie durch das Beispiel, das er gab, zu bewegen, auch wie er diesen allerletzten Schritt zu thun, ja nach der Tafel forderte er sie dazu in einer humoristischen Anrede auf. Es war eine Gesellschaft der geistreichsten Schriftsteller und Künstler, aber leider auch unverbesserlicher Junggesellen. Ich weiß nicht, ob ein Einziger, durch Seines Exempel und Rede gerührt, sich bekehrte.

Mathildens Gemüth war das naivste, das sich denken läßt und ihr Zeitvertreib der harmloseste. Mit ihrem Papagei plaudern, mit Paulinen, ihrer Gesellschafterin, täglich zu Wagen eine Promenade in den Champs elisées machen und dann erzählen, was sie gesehn — das war ihr Leben. Seine hatte einen wahren Horror vor der gelehrten und starkgeistigen Frau, dem Blaustrumpf und dem Verstandesweibe — Mathilde fesselte ihn durch ihr harmloses Geplauder, ihre

immer heitere Laune und ihr treffliches Herz. Sie hatte ein Krucifix und einen kleinen Jesus von Wachs in ihrem Zimmer und betete gern, wie sie von Hause aus gewohnt war. Heine störte sie nie in diesen Gebräuchen. „Sie ist ein Kind, ein ganzes Kind!“ pflegte er zu sagen — und hatte Recht.

Fortwährend neckte er sie und stellte sich, wenn sie dabei war, als ob er von ihren Grillen und Launen zu leiden hätte. Es ergögte ihn dann ihr kleiner, aber rasch aufwallender Zorn, der nicht furchtbarer war, als der eines Kanarienvogels. Da gab es eine kleine possierliche Comödie, bis Mathilde ihr Mißverständniß merkte und Beide sich unter Lachen umarmten. „Ich werde,“ sagte er einst sehr ernsthaft, „nach meinem Tode Mathilden Alles, was ich besitze, hinterlassen, aber nur unter einer unabänderlichen Clausel.“

„Ach, wie kannst du von solchen Dingen reden!“ rief Mathilde.

„Was ist die Clausel?“ fragte ich.

„Daß sie sich ungesäumt wieder verheirathen muß.“

„Welche bizarre Idee!“

„Ja wohl,“ fuhr Heine fort, „du sollst einen Mann nehmen! So wird doch Jemand da sein, der einige Male des Tages meinen Hingang aufrichtig beklagt.“

Heine war nicht eifersüchtig und hatte gewiß auch keine Ursache es zu sein, aber er sah Mathilden doch nicht ohne Sorge allein in diesem Babel: Paris. Er entlud sich dieser Angst in Gedichten und in kurzen halberstickten Ausbrüchen. „Ach!“ seufzte er, „was kann ich thun! Ich muß jetzt Alles dem Schicksal und dem lieben Gott überlassen. Wie kann ich kranker Mann jetzt noch mit einer halben Million Männern concurriren?“

Manchmal steigerte sich diese Unruhe so, daß er klagte. „Ich war gestern,“ sagte er zu

einer Freundin, die ihn besuchte, „recht unruhig. Meine Frau war gegen zwei Uhr mit ihrer Toilette fertig geworden und ausgefahren. Sie hatte versprochen, um vier Uhr zurück zu sein. Es wird halb fünf, sie kommt nicht. Es wird halb sechs, sie kommt nicht. Es wird halb sieben, sie kommt noch immer nicht. Es wird acht Uhr, meine Sorge wächst. Sollte sie des Kranken Mannes überdrüssig geworden und mit einem schlauen Verführer auf und davon gegangen sein? In meiner peinlichen Angst schicke ich die Wärterin in ihr Zimmer hinüber und lasse fragen, ob Cocotte, der Papagei, noch da ist. Ja, Cocotte ist noch da. Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich athme wieder. Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen.“

Seine hatte in den letzten Jahren sogar zwei Wärterinnen nöthig, so viel gab es, beinahe ununterbrochen, bei dem Kranken zu thun. Es ist von selbst verständlich, daß die Hilfe seiner Frau

dadurch überflüssig wurde. Dessenungeachtet faß sie an seinem Lager, hielt seine Hand in der ihrigen, wachte bei ihm, verließ ihn nicht. Er aber, mitten in seinem Schmerz noch schelmisch, verfluchte sie mit halbunterdrücktem Lächeln oft auf's Bosserlichste.

„Ach was war das gestern für eine Nacht!“ rief er eines Morgens. „Ich habe kein Auge zumachen können. Wir haben ein Unglück im Hause gehabt, die Kage ist vom Kamin herabgefallen und hat sich das rechte Ohr aufgeschunden. Sie hat sogar ein bißchen geblutet. Da war der Jammer los, meine gute Mathilde ist aufgeblieben und hat der Kage die ganze Nacht hindurch kalte Umschläge aufgelegt. Meinethalben hat sie noch nie gewacht.“

Und wie sein ironischer Geist nie ruhte, so war Heine, trotzdem er seine Frau liebte und von ihrer Treue überzeugt war, doch unerschöpflich in Erzählungen von der Unbeständigkeit und Un-

treue jener lieblichen Geschöpfe „die wir anbeten und die uns verrathen.“

„Heirathen Sie nie, lieber Meißner,“ sagte er mir einmal mit einem tiefen Seufzer. „Eine treue Frau ist die größte Seltenheit auf Erden und ist es von jeher gewesen. Die ältesten Schriftsteller führen uns schon erbauliche Historien zur Warnung an. Warum beachten wir sie so wenig? Kennen Sie die Geschichte vom König Pheron, dem Sohne Sesostris, dem Sohne Ramses? — es erzählt sie Herodot in seinem zweiten Buche, genannt Euterpe.“

„Erzählen Sie mir sie, wenn ich sie auch kennen sollte,“ erwiderte ich.

„Pheron, ein König von Aegypten,“ begann Heine, „war von den Göttern mit Blindheit geschlagen worden, weil er in den Strom des heiligen Nil einen Pfeil abgeschlossen hatte. Er wandte sich, um die Mittel seiner Heilung zu

erfragen, an die Drafel und erhielt die Antwort, daß er, um wieder sehend zu werden, sich die Augen mit dem Wasser einer Frau waschen solle, die zeitlebens ihrem Manne treu geblieben. Pheron that, wie ihm geboten, er wusch sich täglich mit dem Wasser einer Anderen, wusch sich zehn Jahre lang und blieb zehn Jahre blind. Er badete die Augen sogar im Wasser seiner eigenen Gemahlin, der Königin — er blieb blind. Da versammelte er die ungetreuen Weiber alle in der Stadt Grythrebolos und ließ sie verbrennen. Endlich sandte er hinaus in die Vorstädte, wo das ärgste Volk wohnte und man schickte ihm den Urin einer Tänzerin. Er hatte sich kaum damit die Augen gewaschen, als der Staar von ihm abfiel. Da weihte Pheron reiche Gaben den Göttern, er ließ auf dem Markte von Memphis einen Obelisk aufstellen, an hundert Fuß hoch und acht Fuß breit, aus einem Stücke. Die Tänzerin aber ernannte er zu seiner Gemahlin. Das

ist eine Geschichte, die ich nie ohne Wehmuth gelesen habe — wir denken ja so gut von den Sitten unserer Voreltern — und so oft ich über den Platz de la Concorde gegangen und den röthlichen Granit im Glanz der Abendsonne schimmern sah, fiel es mir bei: Du bist vielleicht der Stein, der gesetzt wurde von dem armen blinden König Pheron zum Ruhme und zum Andenken der einzigen Treuen, die er unter Tausenden gefunden!“

Aber dies waren nur Blitze einer mit Gegensätzen spielenden Natur oder vielmehr: ich glaube, Seine sah in seiner Frau selbst jenes Kind der Vorstädte, das er treuer erfunden als die ehrsamsten Bürgerdamen. Wenn ich Alles überblicke, Alles erwäge, möchte ich glauben, daß der Poet seine Mathilde mehr geliebt als jedes andere Wesen auf Erden. Auf seinem Krankenlager, unter den ärgsten Schmerzen, waren seine Gedanken fortwährend darauf gerichtet, ihre Ehre vor der Welt zu wahren und sie für den Rest ihrer Tage sicher

zu stellen. Es war sein ewiger Schmerz, daß er in den Tagen seines Glückes zu wenig gewirthschaftet und Nichts zurückgelegt und er suchte nach Kräften das Versäumte nachzuholen. Nur für sie strengte er noch seine letzten Kräfte zur Arbeit an und jeder Artikel seines Testaments giebt Zeugniß von einer Sorgfalt, die sich über das Grab hinaus erstreckte. Sie war seine Puppe, die er zierlich anzukleiden liebte, in Seide und Spitzen hüllte, die er gern mit dem Schönsten geschmückt hätte, was in Paris zu finden war. Er schickte sie spazieren, schickte sie in Theater und Concerte, lächelte so oft sie ihm entgegen kam und hatte für sie nur Bonmots und kosende Worte. An seinen Geistesprocessen hat sie nie Theil genommen, von seinen Kämpfen hat sie nie etwas gewußt, aber sie hat nur durch ihn gelebt und ist ihm zwanzig Jahre lang zur Seite gestanden. Er pflegte lachend zu sagen, daß sie nie eine Zeile von ihm gelesen. Man sollte glauben, es hätte

ihn verstimmen oder verletzen müssen, nein, es amüsirte ihn nur!

Für Frau Mathilde war also Heine nicht der große Poet, der er der übrigen Welt war, er war ihr aber, was alle Welt läugnete, der beste, herzlichste, aufrichtigste Mann. Mit Thränen in den Augen hat sie mir oft, die lächelnde Französin, einzelne Züge ihres Henri erzählt, die der rührendste Beweis seltener Herzensgüte waren. Geistreiche Einfälle, Wiße und geniale Streiche ihres Mannes hat sie sich nie gemerkt, sie wußte nichts dergleichen, es ging mit der Minute an ihr vorüber. Ueber ihn selbst wird sie heute eben so wenig zu erzählen wissen, wie ein Kind, das in seiner Nähe gelebt, aber sie wird sich unermesslich allein, hilflos und verlassen fühlen und einzig in der Erinnerung leben.
